

Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 24

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

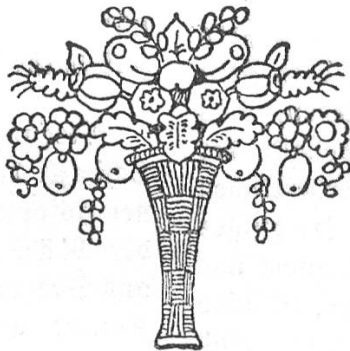
Sternenwäſche.

Wenn Blitze zucken und Donner rollen
Und wilde Wolken am Himmel tollen,
Da werden die Sterne gewaſchen; —
Da werden ſie läuberlich blank geputzt
Und abgeſcheuert, was abgenutzt,
Da werden die Sterne gewaſchen!

Da wird in Rübeln herbeigeſchafft
Das Regenwaſſer, der Wolken Saft,
Mit Holpern und Stolpern und Poltern! —
Das iſt ein Blitzen und Donnerrollen,
Wenn die Sterne ſich ſträuben und flüchten wollen —
Das iſt ein Holpern und Poltern.

Und iſt die Wäſche vorübergegangen,
Kohlſchwarze Laken am Himmel hangen,
Denn die Sterne wurden gewaſchen.
Die Sterne aber ſind wunderfein
Und glänzen und ſtrahlen ſo blank und rein. —
Die Sterne waren gewaſchen.

Gertrud Woker.



Umfchau

Vom nationalen Drama. Schon oft iſt die Frage aufgeworfen worden, wie weit ein nationales Drama ſpezifisch nationale Elemente enthalten ſoll, um noch als ſolches zu gelten und doch nicht in einſeitigen Lokalpatriotismus, in ein äußerliches Prahlen mit den Taten unſerer Väter, zu verfallen.

Ich behaupte nun, daß nur die äußeren Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte entnommen ſein dürfen, alſo nur die Umkleidung der Fabel, der mehr oder weniger hiſtoriſche Hintergrund. Es ſei geſtattet auf den „Prinz von Homburg“ hinzuweiſen, dieſes geradezu klaſſiſche Beiſpiel eines nationalen Dramas. Wer

dieses Stück kennt, der sieht auch sofort, daß der Ausschnitt aus der preußisch-brandenburgischen Geschichte, der uns hier vor Augen geführt wird, nur Umrahmung, nur Hintergrund ist für etwas weit Tieferes, für ein der höchsten Aufgabe der Kunst gerecht werdendes Problem, nämlich für die Darstellung des „Werdeprozesses eines bedeutenden Menschen“, wie Friedrich Hebbel so treffend sagt. Die auftretenden Gestalten sind nicht da, um die Schlacht von Jędrzejów zu verherrlichen, sondern diese bildet nur die Folie der Handlung. Was wir hier sehen, sind vor allem deutsche Menschen, sind Typen der germanischen Rasse, zu denen wir Deutschschweizer ja ebensogut gehören wie die Deutschen, die Österreicher usw. Das heißt, der Kurfürst, der Prinz, Obrist Kottwitz und die anderen mehr hervorstechenden Gestalten verkörpern in ihrem tiefsten Wesen das Charakteristische des germanischen Stammes, sind keine bloßen Verhimmelten irgend einer historischen Tat, und werden nicht nur durch eine solche bedingt; man könnte sie unter andern Namen und andern äußern Umständen in einen beliebig andern Zeitabschnitt versetzen und sie blieben, was sie sind: Echte Menschen! Sobald der Dichter sich ausschließlich das Verherrlichen eines beschränkt nationalen Ereignisses zur Aufgabe macht, fällt sein Werk aus dem Gebiet reiner Poesie heraus, es wird mehr oder weniger tendenziös, wenn auch dieses nicht im schlechten Sinne des Wortes. Ich denke, die Kunst hat es doch mit dem Typischen, mit dem Ewigmenschlichen zu tun und nicht mit Einzelercheinungen und Ausnahmezuständen.

F. O. Sch.

Berner Musikleben. III. Synchronie-Konzert im Kursaal Schänzli. Beethovens V. Symphonie (C-Moll) wurde von unserem Orchester unter Kapellmeister Pöck's Leitung recht klar und temperamentvoll gespielt. Dasselbe gilt auch von dem zweiten Orchesterwerk des Abends: Capriccio espagnol von Rinsky-Korsakow, nur, daß hier trotz guter Wie-

dergabe des an sich interessanten Werkes, die gedankliche Schwäche der Komposition keinen großen Eindruck aufkommen ließ. Interessant sind daran die Orchesterkombinationen, die sonderlichen Klangeffekte, der schwierige und doch elegante Rhythmus einzelner Teile. Die Erfindung und die Bearbeitung der Themen ist recht unbedeutend. In etwas naiver Weise ist jedem Orchesterinstrument sein Solo zugeweiht.

Der Solist des Abends, Herr Vernon d'Arnalle hat mich, seinem vorangegangenen Rufe nach, enttäuscht. Wohl ist sein Organ umfangreich, wohl besitzt er eine manchmal glänzende Höhe, auch der Vortrag ist oft temperamentvoll, doch wirken seine Darbietungen unkünstlerisch und nur auf Effekt hinzielend. Herr Vernon d'Arnalle sang die Hans Heiling Arie und eine Arie aus Henri VIII. von Saint-Saëns. Der Saal war nicht gut besetzt — die Plätze sind zu teuer für eine Veranstaltung, die trotz allem künstlerischem Bestreben der Leitung eben doch nur ein sommerliches Unterhaltungskonzert darstellt.

Vergangene Woche hörte man auf dem Schänzli das Waldhornquartett der Wiener Hofoper, mit schönen Leistungen. Auch der Männergesangsverein Akkord aus Stuttgart gab ein wohl gelungenes Konzert unter Leitung des in schwäbischen Landen wohl bekannten Komponisten J. Wengert. Stramme Disziplin, gute Auffassung, reiches dynamisches Abwechslungsvermögen und eine sehr deutliche Aussprache zeichnen diesen Verein aus, der dann wieder in Stimmklang und Tonbildungen Unebenheiten aufwies, wie sie sich eben auf Reisen leicht einstellen. Außer leichteren und schwereren Volksliedern sang der Verein insbesondere ein schwereres Kunstlied seines Dirigenten: Rosenritt, eine interessante und stimmungsvolle Komposition, die sehr ansprach. Das Volkslied „Zu Straßburg auf der langen Brück“, gesetzt von J. Wengert, mußte wiederholt werden. E. H.—n.

Die Tellspele in Altdorf. Vor dem Denkmal des Nationalhelden in Altdorf steht eine handvoll Bauern aus der Umgegend in ihren gestickten Blusen, die Pfeife im Mund. Urnerinnen in einfach hübscher Tracht ziehen lachend vorbei, junges Volk tollt über den Platz. Die Vesperglocken beginnen zu läuten, die Menge verzieht sich in die ehrwürdige Kirche. Wir wandern dem Schauspielhaus zu, das mitten in einem prächtigen Obstgarten stehend, mit seinem braunen Holzgefüge und den darauf flatternden Fahnen und Wimpeln vor dem dunklen Grün des Bannwaldes, einen stimmungsvollen Anblick bietet.

Die Geschichte der Altdorfer Tellspele ist bekannt. Glänzender als je sind sie dieses Jahr wieder aufgenommen worden und üben neuerdings ihren Zauber aus, der auf Einheimische wie Fremde gleich mächtig einwirkt. Wir stehen hier auf klassischem, auf von der Geschichte geheiligtem Boden: Dort liegt der freundliche Flecken mit seinen alten Häusern, engen Straßen und dem holperigen Pflaster, und an der Flanke des Berges im weiten, großen Garten das stille Kapuzinerkloster. Dort die großartigen Felsstöcke, von deren Firnen und Zinnen herab die Schneefelder und Gletscher leuchten; nach Süden der Weg nach Bürglen hinauf, das Schloß, die Kirche und nach Norden endlich die blauen Wogen.

In dieser Umgebung scheinen die alten historischen Gestalten wieder aus ihren Gruften hervorzusteigen. Die Bilder und Vorgänge einer fernen Zeit werden wieder lebendig. Was die Geschichte uns hinterlassen, das hat der deutsche Meister der Poesie in einem grandiosen, dichterischen Werke verewigt, und die es nun hier wieder zum Worte kommen lassen, das sind schlichte, einfache Leute, vor allem treue, biedere Urner, voll glühender Heimatliebe. Ihr Spiel atmet erquickende Natürlichkeit, Glaube und Hingabe, Liebe und Eigenart, die sich im Unbedeutendsten bemerkbar macht. Bis in alle Einzelheiten kommen die Schönheiten der Dichtungen,

die Kraft der Sprache und der Szenen zur Geltung; alles gibt sich einfach, lebenswahr und lebenswarm. So hat sich Schiller wohl die Aufführung seines patriotischen Schauspiels gedacht: kraftvoll, schlicht, urwüchsig, ohne jede Künstelei. Das treffliche Spiel wird in außerordentlich geschickter Weise unterstützt und gehoben durch die modernen Bühneneinrichtungen und die naturgetreuen Dekorationen. Als lebten wir in jener Zeit, so spielen sich die Volksaufzüge vor Zwing Uri, vom Apfelschuß, vom Schwur im Rütli und von Geßlers Tod ab. Die einzelnen Darsteller verdienen durchweg hohe Anerkennung. Geradezu glänzende Leistungen bieten Tell und Geßler, dann Stauffacher, Attinghausen und Melchtal. Aber auch die Frauen stehen nicht zurück.

So fügen sich alle Einzelheiten zu einem imposanten Ganzen, das immer und immer wieder begeisterten Jubel und Beifall auslöst. H.

Goldene Wahrheiten. Meine Jurisprudenz hab' ich aufgegeben. Ich weiß, daß dieser Schritt von vielen Seiten bitter getadelt werden wird, ich handle aber den Bedürfnissen meiner Natur gemäß und kümmerge mich nicht um die Noten der Welt zu diesem heiligen Grundtext, den jeder lästert und lästern muß, der ihn nicht versteht. Aber mit der Jurisprudenz habe ich freilich nicht zugleich auch ernstes Bewerben um Kenntniss und Wissenschaft aufgegeben. Ich fühle mich veranlaßt, dir über diesen Punkt im Gegensatz zu der deinigen meine Ansicht mitzuteilen. Du meinst, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die praktische Mitgabe um kein Haar. Das ist wahr, aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machte. Das Ohr verstärkt das Auge nicht, doch um das Rätsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können; ein Organ (und wär' es auch das vollkommenste) reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Dazu sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene Dinge wie Metrik

und Poesie. Es gibt noch etwas, was über Wissenschaft und Kunst steht; das ist der Künstler selbst, der sich in die Menschheit in ihrer Gesamtkraft und ihrem Gesamtwillen und Streben repräsentieren soll. Daraus, daß der Dichter in einer Hinsicht mehr besitzt, folgt nicht, daß er in der anderen weniger besitzen dürfe; eher das Gegenteil. Thorwaldsen hat gewiß jahrelang Anatomie und Osteologie studiert, bevor er seinen Jason schuf und schaffen konnte; der Dichter, der die unendlich schwierige Aufgabe hat, die Seele in ihren flüchtigsten und zartesten Phasen zu fixieren, den Geist in jeglicher seiner oft bizarren Masken auf das Unvergäng-

liche zu reduzieren und dies Unvergängliche (ich spreche vom Dramatiker, wie eben vorher vom Lyriker) plastisch als Charakter hinzustellen, darf in keinem Gebiet fremd sein, was zu Seele und Geist in irgend einem Bezug steht, denn nur, wenn er das Universum (wozu tausend Wege führen, deren jeder gewandelt sein will, weil jeder einzelne nur in einen einzelnen Punkt ausläuft) in sich aufgenommen hat, kann er es in seinen Schöpfungen wiedergeben. Das haben auch alle Hohepriester der Kunst gefühlt. Goethe war eine Encyclopädie und Shakespeare ist eine Quelle der englischen Geschichte.

Friedrich Hebbel an Zaninski.

Literatur und Kunst des Auslandes

Detlev von Viliencron. Viliencron ist tot. Er, der in den heißen Schlachten zweier Kriege so oft in die finstere Augenhöhle des Todes starrte, ist der schleichenden Tücke einer harmlosen Erkältung zum Opfer gefallen. Das Fieber aber tauschte ihm, statt des Krankenlagers wie in milder Barmherzigkeit die Walstatt vor und die letzten Worte, die er noch sprach, waren: „Warum läßt man mich auf dem Schlachtfeld allein liegen?“ Viliencron ist tot. Vielleicht wird nun seine Kunst zum lebendigen Besitztum auch der breiten Volksschichten; vielleicht geht nun jener innige Wunsch in Erfüllung, den so mancher begeisterter Mund an Viliencrons sechzigsten Geburtstag sprach: daß des Dichters glühend Schaffen zu lebendiger Wirksamkeit im ganzen Volke erwache. Zwölf lange, trüg dahinziehende Jahre hat es gebraucht, bis die Auflage des ersten Buches, das Viliencron schrieb und das ihn schon als Meister zeigte, „Adjutantentritte“ erschöpft war, und auch späterhin, als Viliencrons Ruhm die Lande erfüllte, fanden seine Bücher nicht den Absatz, den sie verdienten und den dafür um so mehr die Schundliteratur fand.

Viliencron ist in Kiel am 3. Juni 1844 geboren. Schon früh prägte sich in dem Knaben, den Geschichte mit schlagendem Herzen festgehalten und dem die Mathematik „die Schleifmühle des Kopfes“, die schwersten Zeiten seines Daseins verursacht hat, wie er selbst sagt, schon früh prägte sich in ihm die Sehnsucht aus, Soldat zu werden. Viliencron trat nach Absolvierung der Schulzeit denn auch sofort in den preußischen Militärdienst und kämpfte bei der polnischen Erhebung und im österreichischen und französischen Krieg, wobei ihn jedesmal eine Verwundung darniederwarf. „Schulden und Wunden“ halber nahm er seinen Abschied und wurde Verwaltungsbeamter. Viliencron hatte die Mitte der Dreißig schon überschritten, als er sein erstes Gedicht niederschrieb. Und er, der seine Dichtergabe fast nur durch einen Zufall entdeckte, wurde der größte der modernen Lyriker. In ihm erwachte endlich der Sänger jener großen Zeit des deutsch-französischen Krieges, er war in Deutschland einer von den ganz wenigen, die aus jenen Tagen nicht nur den industriellen und politischen, sondern auch den künstlerischen Aufschwung schöpften.